

Susanne Beyer

Die Glück lichen

Susanne Beyer

Die Glück lichen

Warum Frauen
die Mitte des Lebens
so großartig finden

Blessing

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021

Copyright © 2021 by Susanne Beyer

Copyright © 2021 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Bauer+Möhrring, Berlin

Satz: Leingärtner, Nabburg

Herstellung: Ursula Maenner

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

978-3-89667-680-1

www.blessing-verlag.de

Meiner Mutter und ihrer besten Freundin
Meiner Schwester
Meinen Töchtern
Meinen Freundinnen

Freude ist eine Form des Widerstands.

Alicia Keys

Inhaltsverzeichnis

Gestern	13
Heute	35
Geist	37
Die Lehrstuhlinhaberin Henrike Lähnemann und die Ausdehnung des Denkens	
Körper	45
Die Olympionikin Birgit Fischer und die Freude an der Bewegung	
Schönheit	55
Das Supermodel Claudia Schiffer und die Unabhängigkeit vom Alter	
Macht	65
Die Vizepräsidentin des Europaparlaments Katarina Barley und der Mut zur Authentizität	
Liebe	75
Die Angestellte Anna Huthmacher und zwei Entscheidungen aus Freiheit	

Verzeihen	85
Die Soulsängerin Joy Denalane und das Meistern von Konflikten	
Selbstbestimmung	95
Die Schriftstellerin Siri Hustvedt und der Widerstand gegen Klischees	
Fürsorge	103
Die Altenpflegehelferin Olga Schmidt und die Kraft, die aus Zuwendung entsteht	
Mutterschaft	113
Die Schriftstellerin Eva Menasse und das Glück, die eigenen Grenzen zu erkennen	
Leistung	123
Die Ärztin und Schauspielerin Christiane Paul und die Erlösung durch Anerkennung	
Haltung	135
Die frühere Hausfrau Antje Steffen und der Zusammen- hang zwischen dem Privaten und dem Politischen	
Verantwortung	145
Die Unternehmerin Antje von Dewitz und der Mut, sich von eigenen Gründen leiten zu lassen	
Engagement	153
Die Aktivistin Meral Şahin und das Ende der Bevor- mundung	

Sinnlichkeit	163
Die Schauspielerin Marie Bäumer und die Gabe intensiver Wahrnehmung	
Stil	171
Die Modedesignerinnen Telsche Braren und Susanne Gröhnke und ihre Entwürfe für eine selbstbewusste Weiblichkeit	
Begehren	181
Die Institutsdirektorin Friederike Otto und das Recht auf Freiheit in der Lust	
Erinnerung	189
Die Punksängerin Debbie Harry und die Versöhnung mit der eigenen Vergangenheit	
Männer	197
Die Schriftstellerin Jackie Thomae und die Empathie für das andere Geschlecht	
Morgen	207
Literatur	219
Dank	222
Zitatnachweise	223

Gestern

Ein Foto und ein Klassentreffen

Im Wohnzimmer des Hauses meiner Eltern lag ein Foto. Der Fußboden war ein paar Tage zuvor neu abgezogen worden, alle Möbel hatten hinaus- und dann wieder hereingeräumt werden müssen, und so waren Dinge aufgetaucht, die neu für mich waren.

Das verblasste Farbfoto zeigte eine Gruppe Frauen, die auf mich wirkten wie ältere Damen. Die meisten trugen praktische Kurzhaarschnitte, manche eine Dauerwelle, weite Röcke, die bis zur Mitte der Waden reichten, weite Blusen, Westen. Auf der Rückseite des Fotos fand ich eine Notiz: *Abiturtreffen, 1983*. Ich drehte das Foto wieder um, suchte nach meiner Mutter und entdeckte sie in der letzten Reihe. Ich erkannte sie kaum, denn aus dieser Lebensphase gibt es nur wenige Fotos von ihr, von meiner jüngeren Mutter allerdings gibt es viele.

Ich habe meine Mutter, Jahrgang 1941, immer als mädchenhaft empfunden, das tue ich noch heute. Aber auf diesem Foto, umgeben von Gleichaltrigen und im Hintergrund, wirkte sie fremd auf mich. Eigentlich war meine Mutter damals noch relativ jung. Zumindest würde ich das heute so sagen. Sie und ihre Mitschülerinnen waren gerade einmal Anfang vierzig. Als ich das Foto von ihrem Abiturtreffen fand, ging ich bereits auf die fünfzig zu.

Warum kamen sie mir so anders vor als gleichaltrige Frauen heutzutage? Das liegt wohl an mir, dachte ich, an meinem Blick auf die Generation vor mir. Eltern sind nun mal die viel Älteren,

das beschreibt schon der Begriff: »Eltern« kommt aus dem Westgermanischen und ist die Steigerung der Pluralform von »alt«. Auch meine beiden Töchter, nach 2000 geboren, nehmen mich älter wahr, als ich mich selbst empfinde.

Zugleich zeigten die Gesichter auf dem Foto aber kaum Spuren des Alters. Stattdessen kam es mir so vor, als hätten diese Frauen, die sich nur selten trafen, unabhängig voneinander beschlossen, einem bestimmten Bild zu entsprechen – in ihrer Körperhaltung, ihrem Blick, ihrer Ausstrahlung; nämlich dem Bild von Frauen, die angekommen sind: in einem Leben mit soliden Umrissen, an denen sich nicht mehr viel ändern würde. Oder dürfte?

Einige von ihnen waren wie meine Mutter Lehrerinnen geworden, andere Ärztinnen, wieder andere Hausfrauen. Dies war eine Generation, in der die Frauen in großer Zahl vorgezeichnete Wege verließen. Viele von ihnen waren in ihren Familien die Ersten, die Abitur machten. Ich kenne die Geschichten aus ihrer Schulzeit in den 1950er-Jahren: Manche von ihnen mussten mit der Bahn weite Wege aus ihren kleinen Wohnorten in die Stadt zurücklegen, um dort das Gymnasium zu besuchen. Meine Mutter stand morgens um sechs Uhr auf, jeden Schultag. Die Wärme des Kohleofens hatte die Räume im Winter längst verlassen, die dünnen Fenster waren mit Eisblumen überzogen. Um kurz vor sieben fuhr die Dampflok los. Auf der Fahrt rauchten die Mädchen, jedenfalls manchmal. Sie taten es, um sich ihre Jugend und ihre Unabhängigkeit zu beweisen. Sie spielten Karten, sie trugen Pumps, auch im Winter, denn flache Schuhe erinnerten sie an die Nachkriegszeit, die sie alle endgültig hinter sich lassen wollten.

Wenn sie damals aber so vieles dafür getan hatten, um ins Offene, Neue aufzubrechen, warum schien es dann so, jedenfalls auf diesem einen Bild, als hätten sie später, im Alter von

Anfang vierzig, keine Erwartungen mehr, als hätten sie die Zeit absichtlich vorgedreht, sich älter gemacht, als sie eigentlich waren? Ich stutzte, überlegte und sah mir das Foto noch mal genauer an. Da hatte sich doch etwas verändert, da war doch etwas passiert? Was genau, war mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar, aber ich spürte, dass Frauen meiner Generation in der Lebensmitte ein anderes Selbstverständnis haben, als ihre Mütter es in diesem Alter hatten – haben durften.

Noch ein Klassentreffen

Zwei Wochen nachdem ich das Foto gefunden hatte, fuhr ich zu meinem eigenen Klassentreffen. Dreißig Jahre war mein Abitur nun her. Ich hatte das Foto mit meiner Mutter noch vor Augen, als ich den Raum betrat, in dem gefeiert wurde. Meine Mitschülerinnen kamen mir anders vor als die Frauen auf dem Foto und bestätigten so das Gefühl, das ich gehabt hatte, als ich das Klassenfoto meiner Mutter betrachtete. Ein einheitlicher Stil war hier für mich nicht zu erkennen – wirkten sie deshalb jünger? Und sind das, so fragte ich mich, überhaupt passende Kategorien? Jung, alt? Mein Eindruck ergab sich eher unbestimmt aus ihrer Haltung, ihrem Auftreten. Oder wollte ich das nur so sehen? Aus Eitelkeit? Weil ich mir einzureden versuchte, wir seien eine Generation, die vom Vergehen der Zeit verschont bliebe? Der Gedanke war mir so unangenehm, dass ich ihn nicht aussprach.

Es waren andere, die die Frage formulierten, die auch mich beschäftigte: Kann es sein, dass Frauen um die Fünfzig heute nicht mehr dem Bild entsprechen, das wir selbst noch von ihnen im Kopf haben? Es ist merkwürdig: Unsere Wahrnehmung von uns selbst deckt sich nicht mit diesem bestimmten Bild, und doch

erwarten wir erst einmal, dass andere diesem Bild entsprechen müssten. Das heißt doch dann nichts anderes, als dass die Bilder von außen – sagen wir: die tradierten Bilder, die Bilder, die die Gesellschaft produziert – prägender für unseren Blick auf andere sind als unsere Erfahrungen mit uns selbst.

Zu Beginn des Treffens hielt eine ehemalige Mitschülerin eine Rede und sagte, wir mögen uns nun, hier und heute, an die Leichtigkeit zurückerinnern, die wir zu Schulzeiten gehabt hätten. Ich versuchte es. Es gelang mir nicht.

Jugend bedeutet nicht unbedingt Leichtigkeit. Die Jugend ist eine Zeit der Erwartungen, der eigenen sowie die der anderen an einen selbst. So sehr der Wohlstand eines Landes und vor allem Frieden das Leben erleichtern, auch, weil sich dadurch die Chancen jedes Einzelnen verbessern, so hat dieses Glück auch eine Kehrseite: Mit den Chancen steigen die Erwartungen. Gerade im Übergang von der einen in die andere Lebensphase und gerade an der Schwelle zum Erwachsenwerden entstehen die großen Fragen: Wer bin ich? Wie finde ich ein mir gemäßes Leben?

In den längeren Gesprächen an jenem Abend habe ich kein Bedauern über den Verlust einer Leichtigkeit oder der Jugend wahrgenommen. Natürlich wurden über den Stress der Lebensmitte die üblichen Witze gemacht, doch die schwammen an der Oberfläche und standen in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem, was die ausführlicheren Gespräche ausdrückten: Gelassenheit, eine freudige Überraschung darüber, dass diese Lebensphase eher Bereicherung mit sich bringe als Verlust; wesentliche Entscheidungen sind getroffen worden, nicht immer waren es glückliche, und auch jede glückliche Entscheidung, so erkennt man in diesem Alter, hatte ihren Preis. Niemand, der ehrlich zu sich und zu anderen ist, kann behaupten, alles zu haben. Die ehemaligen Mitschülerinnen aus der Kleinstadt erzählten von

den Vorteilen, dort zu leben, von kurzen Wegen, dem guten Kontakt zu den Nachbarn, aber auch davon, dass ihnen manchmal die Großstadt fehle. Wer das Glück einer langen Liebesbeziehung gefunden hatte, musste sicher mit den Eigenschaften der Partnerin, des Partners leben lernen, die nicht den eigenen Sehnsüchten und Bedürfnissen entsprachen. Manche wünschten sich wohl, wenn auch nur für Momente, einmal wieder verliebt zu sein, ein Gefühl, das mit Fremdheit einhergeht und durch Vertrauen verschwindet. Wer sich hingegen aus einer schwierigen Ehe gelöst hatte, freute sich auf einen Neuanfang, durchlebte aber auch die Ängste, die damit verbunden sind.

Die Erfahrung des Älterwerdens ist die der Ambivalenz. Und die der Akzeptanz der Ambivalenz. Im besten Fall bringt das jene Gelassenheit mit sich, die an diesem Abend zu spüren war.

Mütter und Freundinnen

Über Silvester hatte ich die Wohnung einer Freundin angemietet. Sie war wegen einer plötzlichen Trennung nach vielen Ehejahren in eine andere Stadt gezogen. Ich wollte ein Gefühl dafür bekommen, wie es ihr hier ging. Außerdem bin ich immer gern in ihren Wohnungen gewesen, sie sind für mich eine Art zweites Zuhause und eine Antwort auf die Frage, wie andere Frauen ihr Leben meistern. Die Orte, die sich Menschen wählen, sagen einiges über sie aus. Orte prägen Menschen und werden umgekehrt von ihnen geprägt. Und die Orte, die sich Menschen selbst geschaffen haben, lassen besonders viel über sie erkennen.

Die Wohnung der Freundin versammelte Dinge aus vielen Jahrzehnten: Die Chaiselongue hatte sie sich gekauft, als sie nach dem Abitur in einem Einrichtungshaus arbeitete. An dem langen Tisch dort in der Mitte des Raumes hatten ihre und

meine Familie an so vielen Abenden zusammengesessen, früher, als unsere Kinder noch klein gewesen waren. Der Schreibtisch am Fenster zum Innenhof stammte von ihren Eltern aus den 1960er-Jahren. Um die Schreibtischlampe herum waren ungerahmte Fotos aufgestellt. Ein schwarz-weißes zeigte sie in Latzhosen, als kleines Kind, zusammen mit ihrer schönen Mutter – es muss in Rom gemacht worden sein, wo meine Freundin aufgewachsen ist. Daneben lehnte ein Farbfoto, eine Nahaufnahme von ihrem inzwischen verstorbenen Vater gemeinsam mit ihrer Mutter. Zwischen den beiden Fotos mussten fünfzig Jahre liegen, ihre Mutter war aber sofort wiederzuerkennen: Ihr Haar war nun nicht mehr braun, sondern grau, und natürlich sah man, dass sie auf dem einen Foto eine junge Frau ist und auf dem anderen eine alte, aber sonst war sie sich selbst ähnlich geblieben.

Auch wenn uns das Leben durchrütteln mag, wir immer wieder etwas Neues beginnen, ob wir das nun wollen oder nicht, wir unaufhaltsam älter werden, sich die Art zu leben von der einen zur anderen Generation hier und da unterscheidet – die Mutter meiner Freundin war beispielsweise nie berufstätig –, ist doch alles, was wir sind, von dem, was vorher war, beeinflusst. Meine Freundin ist eine berufstätige Frau, aber in vielem knüpft sie an das Leben ihrer italienischen Mutter an. Sie kombiniert ihre Eigenständigkeit mit einer entschiedenen Form traditioneller Weiblichkeit: Ihre Frisur hat sich verändert, die Rocklängen auch, je nach Mode, und doch wirkt sie durch ihren eleganten und femininen Stil alterslos, wie zeitenthoßen. In meiner Vorstellung steht sie in einem Kleid oder einem Rock, auf den Lippen und den Fingernägeln dasselbe klassische Rot, am Herd. Sie kann das: kochen und sich zugleich an dem Gespräch beteiligen, das um sie herum stattfindet. Durch ihre Mutter ist sie zu der geworden, die sie ist, aber auch durch die Entschei-

dungen, die sie getroffen hat. In diesen Gegensätzen vollzieht sich der Prozess, den wir alle durchleben: Identifikation und Abgrenzung.

Die plötzliche Trennung von ihrem Mann hat ihr wehgetan, sie aber nicht in ihrem Willen erschüttert, das Leben, wie auch immer es gerade ist, wertzuschätzen und zu genießen. Hier bestätigt sich die Erfahrung meines Klassentreffens: Nicht alles mag gut sein in der Lebensmitte, aber durch die Haltung, die wir zu dem, was ist und wie es ist, einnehmen, kann sich im Erleben vieles zum Besseren wenden. Und: Das Leben bleibt ein Prozess, der auch in der Lebensmitte weiterläuft – eine allgemeine Erwartung, nun angekommen zu sein, ist, anders als in früheren Zeiten, kein Maßstab mehr.

Die Wohnung war neu, aber sie zeigte ein Leben in seiner Kontinuität. Solange dieses Leben währt, gibt es vielleicht Wegmarken, aber keinen Endpunkt. Die Vorstellung, anzukommen, mag beruhigen, aber sie ist eine Illusion. Was wir jedoch aus dieser Erkenntnis machen, ob wir sie als erschreckend oder beglückend empfinden, hängt wiederum von unserer Haltung dazu ab. Wenn wir das Leben als Kontinuum sehen, als ewige Fortsetzung im Wandel, dann setzt sich auch etwas aus unserer Jugend fort, unserer Kindheit, unserer Umgebung; etwas von denen, die vor uns lebten, und denen, die mit uns leben. Wir begegnen uns, wir spiegeln uns in dem oder der anderen, übernehmen manchmal etwas von ihm oder ihr – eine Eigenschaft, eine Vorliebe, eine Geste.

Die Einflüsse anderer Frauen wirken von Generation zu Generation fort, aber sie wirken auch in der eigenen Generation: Meine Schwester und auch meine Freundinnen, so unterschiedlich sie sind – einige haben Kinder, andere haben keine, sie sind heterosexuell oder homosexuell, liiert oder allein, leben in der Klein- oder Großstadt –, sind immer auch meine Vorbilder

gewesen. Ja, wir brauchen diese Vorbilder, auch, weil durch sie manchmal Seiten in uns sichtbar werden, die wir vorher gar nicht richtig wahrgenommen haben. Von den Eltern übernehmen wir Empfindungs- und Verhaltensmuster, von den Freundinnen und Freunden übernehmen wir Anregungen: Wie oft habe ich mich mit dieser Freundin über Einrichtungsfragen unterhalten, habe mir genau angeschaut, wofür sie sich in den fünf Wohnungen, die ich kenne, entschieden hat. Ich habe einen anderen Stil als sie, sie liebt die Moderne, das Schlichte, ich mag den Mix verschiedener Epochen, und doch ist es dieselbe Leidenschaft – zu gestalten. Besonders, wenn man eine Leidenschaft teilt, inspiriert man sich gegenseitig. Ich war immer für farbige Wände, und sie hat mir beigebracht, dass Farben mit einem Stich ins Rosa, selbst im Schwarz oder Grau, besonders schön sind.

Wegbereiterinnen

Die Silvestertage in der Wohnung meiner Freundin verbrachte ich auch damit, mir Filme anzuschauen. Ich wollte herausfinden, wie in den Hollywoodfilmen der Gegenwart vom Verliebtsein und der Liebe erzählt wird, wenn deutlich ältere Frauen die Heldinnen sind.

In der Kategorie »Romantic Comedy« sind auf Netflix einige weibliche Hollywoodstars zu sehen, die in ihrem Beruf alt werden durften. Meryl Streep ist Jahrgang 1949 und feierte ihren Durchbruch Ende der 1970er-Jahre mit dem Fernsehmultiplikatoren *Holocaust*. Jane Fonda ist Jahrgang 1937 und bekam ihren ersten Oscar 1972. Diane Keaton ist Jahrgang 1946 und spätestens seit 1972, als sie im Mafia-Epos *Der Pate* eine Hauptrolle spielte, international bekannt. In ihren neueren Filmen er-